



Kraftort gelebter Spiritualität: Kloster Maria Hilf Gubel in Menzingen ZG.

Reformation

Wo Zwinglis Macht zerschellte

Vor exakt 500 Jahren begann der Reformator Huldrych Zwingli am Zürcher Grossmünster zu wirken. 1531 fiel er im Zweiten Kappelerkrieg. Unweit des Schlachtgebiets ist CVP-Präsident *Gerhard Pfister* aufgewachsen. Hier geht er Zwinglis Spuren nach.

Kürzlich unterhielt ich mich per Mail mit einem Journalisten über die mystisch-historische Landschaft der «Zuger Highlands», des Gebiets Sattel, Morgarten, Ägeri, Menzingen, auslaufend in die Ebene von Baar und zur Kantonsgrenze zu Zürich hin bei Sihlbrugg oder Kappel am Albis.

Er schrieb mir, er sei in den Weihnachtstagen wieder einmal durch diese Gegend gefahren, gewandert. Einer seiner Vorfahren sei bei der Schlacht am Gubel gefallen, «für Sie aber auf der falschen Seite». Ich war etwas überrascht. Denn die Schlacht am Gubel ist kaum jemandem noch ein Begriff. Morgarten dagegen hat einen festen Platz in der Erinnerungskultur der Schweiz, selbst wenn die historische Faktenlage dünn ist. Die Schlacht am Gubel 1531 aber ist historisch belegt. Sie beendete den Zweiten Kappelerkrieg definitiv. Bei der Schlacht bei Kappel ein paar Tage zuvor und unweit der Kantonsgrenze fand der Zürcher Reformator Zwingli den Tod. Mit dem Sieg der katholischen Kantone war der Plan Zwinglis, die ganze Eidgenossenschaft der Reformation zuzuführen, gescheitert. Zug blieb katholisch, die Zürcher mussten ihre Machtansprüche auf die Innerschweiz begraben.

«Ex Voto»

Der Zuger Filmmacher Erich Langjahr setzte der historischen Zuger Landschaft mit zwei grossartigen filmischen Werken ein künstlerisches Denkmal: «Morgarten findet statt»,

1978, und «Ex Voto», 1986. «Ex Voto» ist der lateinische Begriff für die Dankesbezeugungen und Motivbilder, die in der katholischen Volksfrömmigkeit eine wichtige Rolle spielten. Langjahr geht in seinen Filmen durch diese historische Landschaft, porträtiert Menschen und lässt sie erzählen. Es gelingt ihm besser, als ich es könnte, Geschichte, Kultur, Gegenwart und Geografie zu verschmelzen und den Reiz dieser Zuger Hügel- und Seenlandschaft darzustellen.



Zwingli (1484–1531).

Für mich, der ich in dieser Gegend aufgewachsen bin und immer noch dort lebe, ist der Name Zwingli erstmals in meiner Kindheit in Verbindung mit der Schlacht am Gubel ein Begriff geworden. Und wie die Habsburger bei Morgarten, so war auch dieser Zwingli für mich eine Bedrohung, gegenüber der sich die Innerschweizer, also «wir», behaupten konnten. Umso mehr, als das Deckengemälde in der Klosterkirche auf dem Gubel einen unverkennbaren künstlerischen Beweis darstellt, dass die Sieger die Geschichte schreiben.

Selbstbehauptung der Zuger

Der Angriff der Ägerer unter Führung von Christian Iten in der Nacht vom 23. auf den 24. Oktober 1531 auf das Lager der zahlenmässig stärkeren Reformierten, die sich nach der verlorenen Schlacht bei Kappel an die Hänge des Gubels zurückgezogen hatten, geschieht unter der Schirmherrschaft der Heiligen Gottesmutter, die, auf einer Wolke

thronend, das Schlachtengeschick zugunsten der Katholiken lenkt.

Zwingli war damals schon tot. Und die Selbstbehauptung der Innerschweizer war weniger religiös motiviert, als es die nachträgliche Interpretation glauben machen wollte. Der Historiker und ehemalige Nationalrat Jo Lang erwähnt als die beiden wichtigsten Gründe, warum die Innerschweiz nicht reformiert wurde: Die reformatorischen Anliegen in der Innerschweiz seien bereits verwirklicht gewesen, und das Söldnerwesen habe «zusätzlich hemmend gewirkt» (<http://www.ref-zug.ch/kanton-zug/jubilaeum-2013/warum-wurde-die-innerschweiz-nicht-reformiert>).

Wie bei den meisten Konflikten, die als «Kriegsgrund» religiös formulierte Begründungsideologien aufweisen, sind also auch bei den Kappelerkriegen und bei der Schlacht am Gubel territoriale und politische Machtansprüche die wirklichen Kriegsursachen gewesen.

Ende der Rivalität

Noch heute gedenkt man am sogenannten Schlachtjahrzeit den Ereignissen auf dem Gubel. Diese Gedächtnisfeiern jeweils Ende Oktober waren jahrhundertlang ein zentrales Ereignis für die Katholisch-Konservativen. Heute treffen sich jeweils noch ein paar mehrheitlich bürgerliche und konservative Politikerinnen und Politiker auf Einladung der Klostersgemeinschaft an einem Samstagmorgen Ende Oktober auf dem Gubel zur Messe, mit anschliessendem Apéro und Mittagessen im Restaurant neben dem Kloster. Es geht nicht mehr um konfessionelle Rivalität, sondern um die Erinnerung, das

Gedächtnis, auch um Dankbarkeit, dass heutzutage das Gemeinsame der Konfessionen wichtiger ist als das Trennende, Unterschiedliche.

In diesem Geist fand denn auch 1981, anlässlich des 450-Jahr-Jubiläums der Schlacht am Gubel, eine ökumenische Feier statt, und bei der Ölberg-Kapelle wurde folgende Tafel angebracht: «1531 gegeneinander – 1981 aufeinander zu». Eine zweite ökumenische Feier fand im Reformationserinnerungsjahr 2017 statt. Eindrücklich zeigten reformierte und katholische Kirchenvertreter aus dem Ägerital und der Stadt Zug, «dass der gemeinsame Glaube der Konfessionen in einem lebendigen Miteinander ausgedrückt wird», wie es der katholische Gemeindeleiter gegenüber der *Zuger Zeitung* formulierte.

Die Landschaft um Gubel und Ägerital ist auch heute noch eine vom Christentum geprägte Kulturlandschaft mit verschiedenen Kraftorten gelebter Spiritualität. Man begegnet neben dem Kloster Maria Hilf auf dem Gubel auch dem barocken Kuppelbau der Ordensgemeinschaft der Schwestern vom Heiligen Kreuz in Menzingen, dem Zentrum der konservativen Piusbruderschaft und dem Lassalle-Haus der Schweizer Jesuiten in Bad Schönbrunn bei Edlibach.

Oase im Wirtschaftskanton

Das Lassalle-Haus ist ein Ort des interreligiösen Dialogs und der Mystik aus christlicher und östlicher Tradition. Das Haus führt ein umfangreiches Kursprogramm zu den Themen Fasten, Medizin und Spiritualität. Es bietet auch geistliche Begleitung, Gottesdienste und Meditation sowie Raum für Langzeitgäste auf der Suche nach einer Auszeit oder Neuorientierung, wie es auf der Homepage der Gemeinde Menzingen heisst. Wer das Klischeebild des Kantons Zug als Hort des Materialismus und der Wirtschaft korrigieren will, kann das im Lassalle-Haus tun, wo für mich auf einzigartige Weise eine Verbindung von Geschichte, Moderne, Christentum und Zen gelungen ist, die auch im 21. Jahrhundert spirituell suchenden Menschen viel geben kann.

Wer sich aufmacht, auf den Spuren Zwinglis rund um den Gubel zu wandern, wird zwar wenig über ihn selbst erfahren, aber viel von seinem Wirken, von der Selbstbehauptung der Innerschweizer, den religiösen Konflikten, die die Schweiz lange Jahrhunderte fast spalteten, und von der Verbindung von Volksfrömmigkeit, Kultur, Geschichte und moderner gelebter Spiritualität in einer wunderschönen Natur. Ein Besuch lohnt sich, gerade im Jahre 2019.



Gerhard Pfister, 56, studierte Literatur und Philosophie. Seit 2016 ist er Präsident der CVP.

Film

Bleiche Exerzitien

Der neue «Zwingli», eine der teuersten Schweizer Produktionen, ist Kino von gestern.

Von Wolfram Knorr

Klar, das muss er sein, wie er da, im Pferdegesspann über die Strasse rumpelnd, sitzt. Den frohgemuten Optimismusblick, den Volksaufklärungselan im aufgeräumten Gesicht! Das kann nur Huldrych Zwingli (1484–1531) sein, auf dem Weg zur Reformation! Hallo Zürich, da bin ich schon, um euch vom Joch der Knechtschaft und Unwissenheit zu befreien! Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit! Kaum hat er das Stadttor hinter sich und das Grossmünster vor sich, da schallt es schon fröhlich dem neuen Leutpriester entgegen. Und dann hält er seine erste Predigt, in Deutsch natürlich und nicht in Latein!



Und das Leben? Zwingli (Max Simonischek).

Und so schreitet er zügig voran, gegen jeden Widerstand. Die Pest kann ihn nicht umhauen, der Klerus auch nicht und die Vorwürfe der Ketzerei sowieso nicht. Dafür hat er den Rat, den Bildersturm und das Wurstessen auf seiner Seite, nur die Täufer lässt er in der Limmat entsorgen. Na ja, muss halt sein. Zwinglis Durchmarsch ist ausschliesslich seinen Weggenossen zu danken, die, ob freundlich gesinnt oder nicht, Randfiguren, Statisten bleiben. Der Historie verpflichtet, dürfen sie auch mal lautstark protestieren oder ihm in dunkler Gasse eins über die Rübe ziehen. Alles harmlos. Und so wie er 1519 nach Zürich einfuhr, so verschwindet er wieder 1531 in der Schlacht bei Kappel.

«Unarten» des modernen Films

Es gab schon einmal einen «Zwingli» (1983), aber jetzt, zum Jahr der Reformation und den zahlreichen Aktivitäten dazu, hat man

kräftig Geld lockergemacht, um ein grosses Historienspektakel über den Zürcher Reformator auf die Beine zu stellen. Keine Kosten scheuend – sechs Millionen Franken! – liess man mit computergenerierten Bildern Zürich wie im 16. Jahrhundert erscheinen, aaste mit Requisiten und Kostümen – und vergass dabei jede Lebendigkeit. Regisseur Stefan Haupt («Der Kreis») und Autorin Simone Schmid («Der Bestatter») haken sauber alle wichtigen Stationen Zwinglis ab – Evangelium auf Deutsch, Pest, Ehe, Wurstessen in der Fastenzeit, Ketzereivorwurf, Disputationen, Bildersturm, Bibelübersetzung, Märtyrertod. Abgearbeitet wie bleiche Exerzitien.

Max Simonischek spielt Zwingli und bemüht sich, soweit der Rollenrahmen es eben zulässt. Dass auch er ein Mensch mit Widersprüchen und Spannungen war, rigide Regeln durchsetzte wie Kleidervorschriften und Reglementierungen für Kinderspiele, auch Denunziation förderte – Fehlanzeige. Dass er hochmusikalisch war und später Musik verbot – Fehlanzeige. Zwingli war von Ehrgeiz, Aufklärung, Macht angetrieben, sonst wäre er wohl nie so weit gekommen. Nichts davon ist spürbar. Haupt und seine Autorin Schmid haben Zwingli jegliches Leben ausgetrieben und ihn, und alle anderen auch, in gestelzte Dialoge und hölzerne Bewegungen gepresst, ohne Entwicklung, ohne Steigerung, ohne Leidenschaft, ohne Psychologie, ohne jegliche Emotionen. Ein besonders trauriges Beispiel ist die Rolle des Zwingli-Freundes und Bibel-Mitübersetzers Leo Jud (Anatole Taubman), mit dem Haupt und Schmid aber auch gar nichts anfangen können, ausser ihn halt neben Zwingli zu platzieren. So hübsch manche Bildarrangements auch sind, die Pappkameraden in ihnen werden dadurch nicht lebendiger. Zuweilen kommt einem der Verdacht, Haupt und Schmid hätten ganz bewusst alle «Unarten» des modernen Films vermeiden wollen: süffige Eingängigkeit, spannender Aufbau, ambivalente Charaktere, Ambiente und was der «Sünden» unserer Zeit mehr sind.

Überhaupt scheint «Zwingli» das zu sein, was zu meiner Pennälerzeit der sogenannte «Matinee-Film» war: der für Schulklassen ausgedörrte «Bildungsfilm», bei dem man sich verzweifelt die «tollsten Geschichten von Donald Duck» herbeisehnte. ★☆☆☆☆ Zwingli. Regie: Stefan Haupt, ab 17. Januar im Kino